

FAZIT – AM TISCH

Joséphine Métraux
Vermittlung UEK

Die Forschungsarbeit der UEK vermitteln, so lautete der Auftrag ans Vermittlungsteam Anfang 2016. Doch was bedeutet Vermittlung? Wie vermittelt man ein Forschungsprojekt, das eine hohe politische und gesellschaftliche Relevanz hat? Ein Projekt, das von Menschen begleitet wird, deren Schicksale von der Forschung untersucht werden – von denen aber jede und jeder mehr ist, als was ihr oder sein Leben in historischen Quellen an Spuren hinterlassen hat?

Vermittlung ist zum einen die vereinfachte Darstellung von komplexen Inhalten. Im Kern verbindet sie Sprache und Form, um diese Inhalte zu transportieren. Vermittlung kann aber ebenfalls im Sinn einer Mediation verstanden werden: Sie ebnet den Weg, baut Hürden ab, die sich zwischen einem interessierten Menschen und der Forschungsarbeit befinden. So legt sie Sachverhalte offen, schafft Transparenz und sensibilisiert. Und: Vermittlung hat immer mit heute zu tun.

Das klingt nun alles ziemlich abstrakt. Lassen Sie uns Ihnen dazu eine Geschichte erzählen:

Am Tisch

Wir sitzen alle um den gleichen Tisch: die Historikerin, die Betroffene, der Nachbar und ich. Niemand scheint sich gross darüber zu wundern, wie diese Runde zustande gekommen ist. Wir sitzen also da und schweigen. Alle warten darauf, dass ich das Gespräch eröffne. Die Betroffene hat Zettel vor sich auf dem Tisch liegen, auf denen sie all das aufgeschrieben hat, was sie uns mitteilen will. Sie rief mich vorher ein paar Mal an, um mich darüber zu informieren. Die Historikerin schaut verstohlen auf ihr Handy. Der Nachbar zupft nervös an seinem Hemd. Die Situation ist ihm etwas unangenehm. Ich weiss nicht, wie ich das Gespräch eröffnen soll.

«Wir sind Opfer des Systems», sagt die Betroffene. Der Nachbar nickt. Die Historikerin blickt auf. Ich sage nichts. «Das System, in dem die Ärmsten kaum Überlebenschancen haben. In dem die Ärmsten an den Rand der Gesellschaft gedrängt und schliesslich ausgeschlossen werden.» «Der Rand der Gesellschaft», wiederholt die Historikerin: «Es ist interessant, welche Legitimationsprozesse den sozialen Ausschluss begünstigt haben.» «Wie meinen Sie das?», fragt der Nachbar. «Wer definiert den Rand? Wer entscheidet, wer dazugehören darf und wer nicht? Das ist die Frage. Der Rand ist das äussere Ende der Gesellschaft. Was kommt danach? Nichts. Am Rande leben bedeutet, keinen Anteil zu haben an dem, was sich im Zentrum abspielt. Aber hat die Gesellschaft eine Mitte? Sie sind immer Teil der Gesellschaft, auch wenn Sie benachteiligt sind. Zudem muss man sich die Frage stellen: Was bedeutet ‚Gesellschaft‘?», sagt sie und zeichnet Anführungszeichen in die Luft. «Welches Verständnis von Gesellschaft haben wir? Wie kann es sein, dass gewisse Menschen Teil des Ganzen sein können und doch davon ausgegrenzt werden?» Der Nachbar nickt, aber ich bin mir nicht ganz sicher, ob er versteht, was die

Historikerin damit sagen will. Oder vielleicht möchte er ihr auch nicht widersprechen. Die intellektuelle Autorität hält auch an unserem Tisch Einzug.

Ich habe immer noch nichts gesagt. Die Betroffene ordnet ihre Zettel und scheint unzufrieden. «Rand oder nicht Rand, ist doch egal», meint sie. «Wir durften auf jeden Fall nicht dazugehören. Weil wir anders waren. Weil man uns vorgeworfen hat, der Gesellschaft Schaden zuzufügen. Also lieber einzelne Menschen kaputt machen. Lieber das Leben einzelner Menschen gefährden als akzeptieren, dass es verschiedene Lebensformen gibt. Ruhe und Ordnung. Oder wie Sie dem auch sagen wollen.» Der Nachbar blickt in die Runde und scheint etwas sagen zu wollen. Er lässt es sein. Ich schweige.

Mir will der Einstieg in dieses Gespräch nicht gelingen. Ich habe diese drei Menschen an einen Tisch gebeten, um ein paar grundsätzliche Dinge zu klären. Ich möchte eine Brücke bauen zwischen der Historikerin und der Betroffenen. Weil ich die Erwartungen der Betroffenen an die Historikerin wahrnehme. Weil ich hoffe, sie würde verstehen, dass die Arbeit der Historikerin ihrer persönlichen Biografie nicht restlos entsprechen kann, da sie versuchen muss, eine Vielzahl individueller Geschichten in einen größeren Zusammenhang zu stellen und in einer wissenschaftlichen Erzählung zu bündeln. Ich erhoffe mir, dass die Historikerin der Betroffenen all dies erklärt. Dass ihre Absichten gar nicht so anders sind, nämlich: Auch sie will diese Geschichte erzählen und dazu beitragen, dass sie in der Öffentlichkeit bekannt wird. Dass Begegnungen wie diese, in denen sie in direkten Kontakt mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen tritt, an ihre Menschlichkeit appellieren und sie mit neuem Blick und neuen Fragen zu ihrer Forschung zurückkehren lassen. Aber dass sie dabei die Methoden und Grundsätze ihres Berufs respektieren muss.

Ich habe für diese Situation auch einen Satz vorbereitet, der stichwortartig vor mir in einem Notizbuch steht. Etwa so klingt er

in meinem Kopf: «Wissen Sie, vielleicht schafft diese allgemeine Geschichtserzählung den Boden für Ihre ganz persönliche Geschichte. Wie wenn in den Filmen «nach einer wahren Begebenheit» steht. Dann stelle ich mir immer vor, wie ein Raunen durch die Zuschauer geht. Man schaut anders, wenn man weiss, dass sich das Drehbuch auf eine Geschichte stützt, die sich tatsächlich zugetragen hat. Irgendwann, irgendwo. Man wird Ihnen glauben. Man wird Ihre persönliche Geschichte damit in Verbindung bringen können.» Ich hoffe, dadurch verständlich zu machen, dass beide Geschichten ihren Platz haben, die persönliche der Betroffenen und die wissenschaftliche der Historikerin. Dass sie keine Konkurrenz sind, sondern ganz einfach zwei sich ergänzende Arten, ein Phänomen zu beschreiben.

Ich hoffe, dass auch der Nachbar mit diesem Tischgespräch seine Meinung reflektiert und denkt: «Ah – so habe ich mir das noch gar nie überlegt.» Ich wollte den Gedanken vermitteln, dass es in der Gesellschaft immer Hierarchien gibt, weil wir den Drang haben, Kategorien von Menschen zu bilden und nicht allen die gleichen Rechte zuzugestehen. Auch in der Schweiz.

Gedankenversunken, wie ich war, habe ich dem Gespräch gar nicht mehr richtig zugehört. Ich habe das Gefühl, dass all diese Begegnungen ähnlich verlaufen, die Aussagen gleich bleiben. – Ich reisse mich zusammen und versuche mich wieder zu konzentrieren. Was ich dann höre, lässt mich staunen. Vor mir sitzen nicht mehr die Historikerin, die Betroffene und der Nachbar, die auf meine Ansage warten. Vor mir sitzen drei Menschen, die sich unterhalten. Über alltägliche Dinge sprechen, die alle etwas angehen. Mal ernst, mal lustig, mal nachdenklich. Die Themen werden andere. Und mit jedem neuen Thema nehmen meine Tischnachbarn eine neue Rolle an. Ich höre, wie die Betroffene zur Expertin wird, die Historikerin zur Nachbarin. Der Nachbar, der bisher nichts gesagt hat, packt aus und erzählt aus seinem Leben. Ich habe ihn immer als langweilig und kleinkariert

wahrgenommen und dabei vergessen, dass er ja auch eine Geschichte hat. Ich bin in meine eigene Klischeefalle getappt und selbst zum Klischee geworden.

Habe ich also mein Ziel erreicht? Ohne grosse Worte, ohne überhaupt ein Wort gesagt zu haben? Geht es mir in dieser Tischrunde nicht einfach um Respekt voreinander, um Respekt und Verständnis? Um das Verständnis dafür, dass wir alle eine verschiedene Sicht auf die gleichen Fragen haben? Und dass es so in Ordnung ist? Dass die Vielfalt an unterschiedlichen Perspektiven sogar wertvoll ist?

Wir sitzen alle am gleichen Tisch. Wir haben alle unsere Rolle. Die Betroffene will ihre Rechte und ihre Geschichte verteidigen. Die Historikerin ihre Forschung. Der Nachbar ist als Aussenstehender eingeladen, weil ich ihn als Mitglied unserer Gesellschaft für solche Themen sensibilisieren möchte. Jede Person hat ihre Rolle. Zu Recht.

Und meine Rolle? Ich habe lange darüber nachgedacht. Habe mir im Vorfeld vorgestellt, wie es wäre, diese Menschen an einen Tisch zu bringen. Von diesem Austausch erhoffe ich mir, dass die Rollen als solche erkannt werden. Dass sie sich ergänzen. Sie als Rollen wahrzunehmen heisst, dass die Menschen, die sich dahinter verstecken, auch andere Rollen übernehmen können. Je nach Kontext, je nach Gesprächsthema, ja vielleicht je nach Tageszeit. Hinter jeder Rolle lugt ein Mensch hervor. Wie im Theater: Stark geschminkt, laut und deutlich redend, ihre Rolle unterstreichend treten die Schauspieler auf die Bühne. Damit das Publikum sie versteht, damit es den Faden nicht verliert. Das Rollenspiel ist nötig, um die Geschichte zu erzählen. So ist es auch bei uns am Tisch. Es braucht verschiedene Rollen. Es braucht unterschiedliche Perspektiven auf die gleiche Thematik. Sie alle braucht es, damit unsere Geschichte erzählt wird. Und damit wir heute und morgen etwas damit anfangen. Damit wir uns bewusst machen, dass die Geschichte nicht vorbei ist. Einige Teile davon, zum Glück. Dass es

aber allgemeinere Fragen gibt. Dass die Fragen zu gestern auch die Fragen von heute sein können.

Das ist meine Rolle: Diese Menschen zusammenzubringen, an diesem Tisch. Mit ihnen zu reden, auch ohne Worte. Ihnen die Möglichkeit zu bieten, sich auf Augenhöhe zu begegnen. Ihnen die Werkzeuge in die Hand zu geben, damit sie ihre jeweiligen Rollen erkennen und die anderen respektieren. Sich gegenseitig Platz lassen. Meine Rolle ist es, dieses Gespräch aufzuzeichnen und die verschiedenen Perspektiven zu vermitteln. Einen offenen Tisch zu bieten, an dem alle ihre Geschichten erzählen.

Plötzlich wird es ruhiger. Die Gesprächsfäden sind zusammengelaufen, haben sich verbunden. Das Gespräch ist abgeebbt und es herrscht eine angenehme Stille. Alle schauen mich erwartungsvoll an. Warten darauf, dass ich ihnen doch noch erkläre, warum ich sie eingeladen habe. Inzwischen hat die Historikerin ihr Handy weggelegt, die Betroffene auf ihrem Zettel Zeichnungen skizziert. Der Nachbar hat sich von der Betroffenen einen Zettel ausgeliehen und ein paar Gedanken notiert. Er sitzt da und schweigt gedankenversunken. Ich hole tief Luft, lächle, lege erleichtert meine Notizen weg und beginne zu reden.

Dieses Tischgespräch hat so nicht stattgefunden. Es gibt nicht die Betroffene, die Historikerin, den Nachbarn. Die vier Menschen, die am Tisch sitzen, entspringen unserer Fantasie, sie sind Rollenfiguren, Klischees mit überzeichneten Charakterzügen. Und doch – Fiktion oder nicht –, die Gedanken der Ich-Figur sind Gedanken, die wir uns beim Vermitteln der Forschungsarbeit der UEK gemacht haben. Die Aussagen und Positionen ihrer Gesprächspartner sind uns während unserer Arbeit begegnet.

Die Forschung der UEK stets im Mittelpunkt haltend, haben wir Ihnen mit diesem Buch verschiedene Möglichkeiten angeboten, in die Thematik der administrativen Versorgungen ein-

zusteigen: Wir haben Fragen formuliert, historische Quellen präsentiert, erste Einblicke in die Forschungsergebnisse der UEK ermöglicht, die Präsenz der Thematik in der Literatur untersucht, Kurzgeschichten gesammelt und den Bogen ins Heute geschlagen. Den Kitt dieser Texte bilden die Aussagen von Menschen, die selbst von administrativen Versorgungen betroffen waren und die uns während des Forschungsprozesses ihr Expertenwissen zur Verfügung gestellt haben.

Auf diese Weise konnten wir die in der Einleitung beschriebenen drei Schritte tun: den Zugang zur Forschungsthematik erleichtern, den Bezug zur Gegenwart schaffen und allgemeiner darüber reden, mit einer gewissen Distanz zur Forschung selbst. Wir hoffen, bei Ihnen dadurch das Interesse für die Forschungsergebnisse der UEK geweckt und Sie zu einer vertieften Auseinandersetzung mit der Thematik angeregt zu haben. Wenn wir Ihnen zudem vermitteln konnten, dass es je nach Standpunkt, Rolle oder Aufgabe verschiedene, sich ergänzende Möglichkeiten gibt, über etwas zu sprechen, dann haben wir ein weiteres Ziel erreicht. Wenn wir es schließlich geschafft haben, einen roten Faden zu spinnen, der sich von der Vergangenheit in die Gegenwart zieht und für aktuelle Fragen sensibilisiert, dann sind wir gemeinsam einen Schritt weitergekommen. Weil es bei der Vermittlung, so wie wir sie begreifen, um Verständnis geht: um das Verstehen des vermittelten Inhalts, aber auch um das Verständnis, wie und in welchem Kontext dieser Inhalt entstanden ist und welche weiterführenden Fragen er aufwirft.